

## Gewaltig viele Pointen

Das Freiburger Musiktheater „Die Schönen“ verwandelt Mozarts Singspiel „Der Schauspieldirektor“ in eine groteske Castingshow

„Wer an einer Castingshow teilnimmt, dem geht es nicht allein um den Traum vom schnellen Ruhm, sondern vor allem um eine öffentlichkeitswirksame Rückmeldung – lieber eine vernichtende Bewertung von Dieter Bohlen als gar keine“, schrieb die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* fünf Jahren. Wahrscheinlich war es vor gut 230 Jahren nicht viel anders. Lieber ein „Gewaltig viele Noten, lieber Mozart“ aus dem Mund seiner Majestät Kaiser Josephs II., als in der Salzburger Provinz an mangelnder Öffentlichkeit zugrunde gehen. Wobei das kolportierte

Zitat ohnedies nicht dem Einakter „Der Schauspieldirektor“ galt, den Kapellmeister Mozart bei einem Lustfest in der Orangerie des Schlosses Schönbrunn zur Aufführung brachte, zusammen mit einer italienischen Opernparodie des Rivalen Salieri. Mit einer einsätzigen Ouvertüre und vier Gesangsnummern ist das „Gelegenheitsstück“

(Untertitel im Originaltextbuch) um das Vorsingen und Vorspielen auf dem Theater überschaubar. Und sicherlich auch mit Blick auf den Originaltext überhörbar. Gleichwohl, Leopold Kern und Herbert Wolfgang lagen richtig, als sie das Singspiel für ihr Musiktheater im Freiburger E-Werk „Die Schönen“ auswählten und ihm den exhibitionistischen Stempel „Casting-Show“ aufdrückten.

Natürlich geht das heute nur noch mit modernisiertem Text, für den Stephan Benson verantwortlich zeichnet. Und mit einer ganzen Reihe an Veränderungen in der Personage. Die einschneidendste ist die Verwandlung des Bankiers in die mit dem Theaterdirektor Frank liierte Schau-

spielerin Eiler. Man könnte auch sagen: Das musste sein, schon um einer Komödiantin vom Range einer Stefanie Verkerk, die die Rolle am Premierenabend verkörpert, ein Podium zu geben. Sie spielt großes Boulevardtheater mit all seinen M's – von Mannstollheit bis Migräne. So gesehen bräuchte es den naiv-braven Theaterdirektor Frank alias Wolfgang Herbert fast nicht – Verkerk spielt nie verkehrt.

Im Grunde ist es auch viel wichtiger, wie gespielt wird, als was. Rein dramaturgisch hat der „Schauspieldirektor“ wenig zu bieten: Sechs junge Künstler (innen) singen und spielen vor, und Frank ahnt Schlimmes: „Das wird eine Gurkentruppe“. Zumal Kunst und Chaos bei allen nahe beieinander liegen. Etwa beim Sänger Vogelsang alias Jason Lee, der wie alle Tenöre eitel und – dank der „Erweckung“ durch Mme. Eiler – Gigolo ist. Die Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache auf der Opernbühne darf Lee auch aufs

Korn nehmen: Pedrillos Arie aus Mozarts „Entführung“ klingt dann so: „Fisch zum Kampfe...Nur ein feiger Topf verklagt“.

Die beiden Primadonnen wollen, wie in Mozarts schon an Offenbach erinnerndem Terzett, stets „die erste Sängerin“ sein. Verdient hätten sie es in der Tat beide. Jenavieve Moore als Mlle. Silberklang, die mit der Blondchen-Arie aus der „Entführung“ die Richtigkeit ihres Namens in der Oper fulminant unter Beweis stellt. Und Daniela Ruth Stoll (Herz), die mit der zweiten Königin-der-Nacht-Arie enormes Potenzial beweist und zeigt, dass Koloraturen zu scharfen Waffen werden können. Trotzdem – und trotz Dominik Hormuths allzeit wacher Leitung und Beglei-



„Ich bin die erste Sängerin“: Jenavieve Moore, Jason Lee, Daniela Ruth Stoll (v.l.)

FOTO: DOREEN EICH

tung am Flügel – ist dieser „Schauspieldirektor“ kein richtiger Opernabend. Vermutlich war er es schon bei seiner Uraufführung 1786 nicht, bloß gab es damals die Genrebezeichnung Revue noch nicht. Die wiederum war schon immer eine Domäne der „Schönen“. In diesem Sinne setzen Martin Schurr und Leopold Kern den Abend auf der Brettlbühne auch in Szene: spielen, überspielen, chargieren, extemporieren – alles so virtuos, dass man die Luft anhält. Das ist auch ein großes Verdienst der beiden jungen Schauspielers: Atischeh Hannah Braun (Pfeil) zeigt in vier Kostümen höchste Verwandlungsfähigkeit und überdies, dass das Wechseln von Sprachebenen und -stilen keine verschwundene Kunst ist. Max Färber (Krone) kann expressiv schweigen,

konsonantisch sprechen und tanzen – quirliger als in jedem Männerballett. Und Schurr, der Routinier, gibt mit seiner temporeichen grotesken „Wilhelm Tell“-Parodie eine Lehrstunde in Sachen Bühnenhandwerk. Gewaltig viele Pointen.

Dass all das und noch mehr (einschließlich zweier urkomischer Parodien auf esoterische Gruppentherapie) mehr in der Tradition des Theaters verortet ist als in dessen Gegenwart – muss man es betonen? Der Mozart-Biograf Bernhard Paumgartner spricht angesichts des „Schauspieldirektors“ von „breitspuriger Bürgerlichkeit“. Die muss man erst mal so hinlegen können!

Alexander Dick

Weitere Aufführungen bis 22. Dezember, jeden Freitag und Samstag, 20 Uhr.

Alles so virtuos, dass man die Luft anhält